

Fundstück

Zum Problemfeld der neuen Bildmedien Film und Fernsehen gehören nicht nur die technischen Vorrichtungen und ihre spezifischen Möglichkeiten, sondern auch die ihnen zugeordneten Berufe – also etwa die Schauspielerinnen und Schauspieler, die Regisseure etc. Vernachlässigt wird dabei in aller Regel das Feld der Reproduktion, also das Kino mit seiner Projektionsleinwand, mit seinen Vorführungsmaschinen, mit seinen spezifischen Räumlichkeiten und ihrer Ausstattung. Hierher gehört auch und gerade das personelle Novum der Platzanweiserinnen, denen der nachstehende Aufsatz gewidmet ist: Anders als das Theater förderte das Lichtspiel diese Damen, die im verdunkelten Raum mit ihren Taschenlampen Plätze anweisen, Süßigkeiten anbieten und sonst hilfreich aktiv werden konnten. Der Artikel aus der Feder von Hermann Linden findet sich erstabgedruckt unter ‚August 1928‘ in der von Hans Reimann herausgegebenen Zeitschrift ‚Das Stachelschwein‘, die selbst einen fixen Hang zur zeitgenössischen Illustration – etwa zu karikaturistischen Zeichnungen von George Grosz – zeigte und folglich auch zu den neuen optischen Medien, die zunehmenden Einfluss auf die Literatur gewannen. Wenige Druckseiten weiter ist unter dem Titel ‚Erich von Stroheim in der Kamera‘ ein Essay Rudolf Arnheims zu lesen, in dem darauf hingewiesen wird, dass sich vor kurzem eine neue Sorte von Kino aufgetan hat, in dem die „schönsten Filme der Vergangenheit“ gespielt werden – für den Autor Anlass, wie folgt auf ein wichtiges Entwicklungsgesetz der neuen Leinwandkunst zu sprechen zu kommen: „‚Gier nach Geld‘ ist kein geschlossenes Kunstwerk, sondern ein herrlicher Komposthaufen Kunst zum darin wühlen. Dieser Film ist ein gutes Beispiel dafür, wie unangebracht es in einem so frühen Stadium einer Kunst ist, ein Werk als ganzes als schlecht‘ abzutun, statt sich die Brocken herauszuziehen, die auf künftige Vollkommenheit hinweisen“. Doch halt – bleiben wir zunächst einmal bei den als ‚Platzanweiserinnen‘ ausgewiesenen Damen!

Karl Riha (Siegen)

Hermann Linden: Die Platzanweiserin

Hat man die Kartenkontrolle passiert, die ausgeführt wird von einem uniformierten Diener oder einer älteren, seriösen Dame, streift den Vorhang zurück, so nähert sich schnell aus irgendeiner Ecke der Finsternis ein Wesen, das keinen Wert darauf legt, angesehen zu werden, obwohl es weiblichen Geschlechtes ist. Und zuweilen sogar recht hübsch. Es hält die elektrische Taschenlampe ostentativ von sich hinweg, zielt damit lediglich auf die Hände des Besuchers, in denen sich die Eintrittskarte befinden muss, orientiert sich an der Farbe der Karte, auf welchen Platz die neuangekommene Person zu setzen ist, das Licht gleitet von den Händen herab auf die Füße, haftet einen Augenblick wie in stummer Kritik an den Schuhen, wendet sich ab und huscht vorwärts. Der Besucher eilt hinterher.

Vor einer der Parkettreihen oder Logen hält die eilende Lampe inne, blitzt die Stuhlreihe entlang, aus einem unsichtbaren Gesicht flüstert ein Mann ein Hier oder ein Bitte, man setzt sich, das Licht stirbt mit einem leisen Knacks, das Wesen, das seiner Pflicht genügt hat, kehrt wieder in die Ecke, aus der es aufstand, zurück.

Darin besteht die ganze Tätigkeit einer Kinoplatzanweiserin. Einfacher Beruf, wird man denken. Der Beruf der Platzanweiserin gehört zu den merkwürdigen Berufen. Er erfordert keine Kenntnisse, nur ein paar flinke Beine. Er verlangt kein Examen, nur einen Nachweis von Geduld. Er verzichtet auf besondere Intelligenz, verlangt jedoch ein nettes Benehmen, dem von der Direktion scharfgezogene Grenzen gesetzt sind. Obwohl er in der Dunkelheit ausgeübt wird, ist er durchaus ein anständiger Beruf, was besonders durch die niedrigen Gehälter der Platzanweiserin bewiesen wird. Er gehört zu den Randberufen, die in keiner Statistik enthalten sind. Keine Eltern der Welt denken bei der Berufswahl arbeitswilliger Töchter an ihn und doch stehen manche von ihnen später in den Kinos und führen die eigene Mama auf einen Vorzugsplatz. (...)

Die Platzanweiserin hat zwar, wie auch alle anderen arbeitenden Menschen, einen einmaligen jährlichen Urlaub, aber niemals hat sie einen Sonntag. In den besseren Kinos gibt es regelmäßige Freitage, die jedoch niemals auf einen Sonntag fallen, da er der beste Geschäftstag der Kinos ist.

Sechs Stunden lebt sie jeden Tag in einem finsternen Raum, der nur in kurzen Pausen beleuchtet ist. Für sie ist in dieser Zeit die Sonne nur auf der Leinwand sichtbar, die sie jedoch nur jede Woche einmal anzusehen vermag. Auch eine Platzanweiserin kann einen Film nicht zum dritten Male sehen und er läuft vor ihren Augen jede Woche zwanzigmal vorbei. Selbstverständlich ist sie eine Todfeindin von Harry Liedtke, der mit jedem Film wochenlang die Leinwand beherrscht. Sie setzt sich dann, wenn sie Zeit hat, auf einen Stuhl, jedoch mit dem Rücken gegen die Leinwand, das unwiderstehliche Lächeln Liedtkes, das die großen Damen bezaubert, wird von der kleinen Platzanweiserin zum Teufel gewünscht.

Tausende von Menschen gehen stündlich ein und aus in den Kinos. Sie lassen sich von der Platzanweiserin das Billett beleuchten, auch abreißen, sie lassen sich zu einer bestimmten Stuhlreihe führen, sie lassen das Hier oder das Bitte sich zuflüstern und die wenigsten dieser Menschen haben außer der Lampe und den Händen nie mehr von der Platzanweiserin gesehen; Gesicht und Person blieb für sie anonym im Dunkel versteckt. Beim Verlassen des Kinos, wenn sämtliche Lichter den Raum mit stechender Helligkeit durchfluten, denken die Menschen wahrhaftig nicht mehr an das verborgen gebliebene Gesicht der Platzanweiserin, jeder denkt nur daran, wie er über seinen Vordermann kommt und zuerst die Straße erreicht. Manchmal ist das ein Fehler, denn es gibt auch entzückende Mädchen unter den Platzanweiserinnen. In den meisten Fällen sind sie aber bald entweder keine Platzanweiserinnen mehr oder weniger entzückend.

Aus: Das Stachelschwein, hrsg. von Hans Reimann, Berlin 1928, S.29f.